

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 26 (1936)

Heft: 17

Artikel: Alaska-Gold [Fortsetzung]

Autor: Droonberg, Emil

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641722>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Alaska-Gold

Der Artikel fiel in seiner Wirkung indessen ziemlich flach, denn Escher hatte die Argumente Rings, da deren Tendenz ihm aus Mortens Unterredung mit diesem bekannt waren, vorsorglich bereits in seinem Artikel zerstört und mit Gegengründen widerlegt. Er hatte auch angegeben, daß es sich bei der geplanten Organisation der Miner keineswegs um ein Ausspielen der „Kleinen“ gegen die „Großen“, sondern nur um eine Schutzmehrheit und um die Schaffung eines Vigilanzkomitees handle. Man sei entschlossen, die Korruption im Lande mit den schärfsten Mitteln auszurotten und ihre Nutznieder und Urheber, gleichviel, ob sie zu den „Kleinen“ oder „Großen“ gehörten, einem abgekürzten Verfahren zu überantworten, das sich bereits in andern Golddistrikten bestens bewährt habe.

Er war eben im Begriff, sich mit Schmidt nach dem Opernhaus zu begeben, als ihm der Bote von der Kabeloffice zwei Telegramme brachte. Das eine kam von dem „San Francisco Examiner“ und enthielt die erfreuliche Mitteilung, daß ihm durch Kabel auf die Bank of Montreal in Dawson eine Geldsumme überwiesen sei, die ihn für die nächsten Wochen aller finanziellen Sorgen enthebe. Dieser Mitteilung war das Erfuchen beigefügt: „Haltet den Draht heiß. Berichte erregen Sensation.“

„All right“, wandte sich Escher mit einem Lächeln zu Schmidt, „ich will Ihnen kabeln, daß der Draht glühend wird.“

Das andere Telegramm war von Fort Yukon und der Absender ihm völlig unbekannt. Es enthielt die Anfrage, ob er bereit sei, die Leitung einer Zeitung zu übernehmen, die man dort herauszubringen beabsichtigte.

„Zeigt, wie leicht man zu einer internationalen Bühntheit werden kann“, glossierte Schmidt. „Bis Fort Yukon ist Ihr Ruhm also schon vorgedrungen.“

„Im Zeitalter der Druckerschwärze und Schnellpressen bedarf das nur eines Anstoßes, dann geht die Verbreitung Ihres Ruhmes auf Augenblicken. Aber wir brauchen uns über die Anfrage nicht zu täuschen. Sie ist der erste Schritt der Gegenseite. Man versucht, mich von hier fortzulocken. Die übliche Methode, einem unbequemen Gegner gegenüber. Wenn sie sich als vergeblich erweist, greift man zu andern Mitteln.“

„Was werden Sie tun? Annehmen?“

„Meine Antwort wird aus einem einzigen Worte bestehen, ‚Bedaure‘.“

Als sie eine Viertelstunde darauf das Opernhaus betraten, wurden sie von einem Stimmengewirr empfangen, wie es Versammlungen mit einem Kampfcharakter immer vorherzugehen pflegt. Es zwang den einzelnen, bei der Unterhaltung seine Stimme zu erheben, um sich seinem Nachbarn verständlich zu machen, wodurch der Lärm noch mehr anstieg.

Die Mehrzahl der Erschienenen waren ihrer Kleidung nach unstrittig Miner, aber auch andere Berufsklassen waren vertreten. Selbst Frauen fehlten nicht. Mehr als ein Dutzend von der Gattung, die man auch als Zuschauer bei Boxkämpfen antrifft, fielen unter den Anwesenden auf. Sie warteten auf Überraschungen, auf einen Nervenkitzel größter Art, und das war eine Lockung, der sie nicht hatten widerstehen können.

Auf der Bühne hatten bereits die Mitglieder des vorläufigen Komitees an einer langen Tafel Platz genommen, unter ihnen Norton und Ward.

Ms Escher und Schmidt unter ihnen ihre Plätze ge-

Roman aus der Zeit der grossen Goldfunde in Kanada und Alaska von Emil Droonberg. Copyright by Hesse & Becker, Leipzig.

17

wählte, schlug Ward mit einem Hammer auf den Tisch und erhob sich dann zu einer Ansprache.

„Boys“, rief er mit einer Stimme, die sich klar und schneidend durch den zwar abgeschwächten, aber immer noch andauernden Lärm ihren Weg bis zum Ende des Saales bahnte, „ihr wisst alle, warum wir hier sind. Ihr habt es in der Zeitung gelesen. Und ich bin ebenso sicher, daß die große Mehrzahl von euch mit uns der Meinung ist, daß sich die Miner im Klondike-Distrikt zu einer Association zusammenschließen müssen, um eine Minenbörse zu gründen, wie wir sie längst nötig haben. Aber auch um sich vor Betrug und Gaunerei zu schützen, denn die sind hier an der Tagesordnung. Davon brauche ich euch nichts zu erzählen, denn es werden wenige hier sein, die das nicht schon am eigenen Leibe erfahren haben.“

„Wir protestieren dagegen!“ unterbrach ihn eine fast ebenso laute Stimme aus einer Ecke des Saales.

Ein Mann hatte sich dort erhoben und zeigte mit ausgestrecktem Arm nach der Bühne. Er war umgeben von einer Gruppe von Männern, auf die sich offenbar das „wir“ bezog, denn sie äußerten laut ihre Zustimmung. Diese kam auch noch von anderen Stellen des Saales und von den Rängen und bewies, woran übrigens niemand gezweifelt hatte, daß eine organisierte Opposition im Saale verteilt war. Immerhin blieben deren Stimmen aber doch vereinzelt, und man konnte nicht im Zweifel darüber sein, daß sie sich stark in der Minderheit befand, denn von verschiedenen Seiten gebot man ihnen Ruhe. Trotzdem gelang es dem Manne, sich noch weiter verständlich zu machen.

„Gebt einem Hunde einen häßlichen Namen und er hängt ihm sein ganzes Leben lang an“, schrie er, ein bekanntes englisches Sprichwort anführend. „Gebt Dawson mit euren Stänkereien einen schlechten Ruf und es wird ihn nie wieder loswerden, denn morgen oder übermorgen ist er über die ganze Welt verbreitet.“

„Ich bitte, mich nicht zu unterbrechen“, donnerte Ward von der Bühne. „Wer etwas zu sagen hat, wird dazu Gelegenheit haben, wenn Mr. Escher gesprochen hat. Bis dahin verlangen wir Ruhe und wir werden sie uns schaffen. Wir rechnen dabei auf eure Hilfe, boys. Ihr habt gesehen, und wir haben ja auch von vornherein damit gerechnet, daß diejenigen, die sich von unserem Vorgehen bedroht fühlen, ihre stoolpigeons*) und roughnecks**) hierherenden. Aber duldet es nicht, boys, daß sie unsere Verhandlungen stören. Ihr werdet ja wissen, wie man mit Leuten umspringt, die das versuchen. — Was hat der Mann da gesagt, der mich unterbrach? — Wir wollten Dawson vor der ganzen Welt mit Schmutz bewerfen und es in Verzug bringen. Nichts desgleichen. Wir wollen es von seinem Schmutze, nämlich von seinem betrügerischen Beamten- und sonstigen Gaunergrind freimachen.“

Man bemerkte eine deutliche Bewegung im Hause. Die Anhänger des von dem Komitee eingeleiteten Vorgehens schienen ihre Umgebung auf eine etwa vorhandene Neigung zu Störungen zu prüfen und sich bereitzumachen, dagegen einzuschreiten.

Jetzt erhielt Escher das Wort und begann seine Ansprache.

Er war ein guter Redner, mit lautem angenehmen Organ, und wenn er das Englische auch mit einem deutschen Akzent sprach, so war es doch das des gebildeten Mannes

*) Spione. **) Raufbolde.

und wirkte deshalb vielleicht gerade durch seine Ungewöhnlichkeit in dieser Umgebung um so eindringlicher.

Er erklärte, daß er sich in seiner Rede kurz fassen könnte, den die Zustände in Dawson seien allen bekannt und die Notwendigkeit ihrer Änderung durch die Bürgerschaft selbst unabsehbar geworden, nachdem die Männer, die durch eine unehrliche Wahl in ihre Aemter gekommen seien, diese nur zu Betrügereien und zur Ausbeutung ihrer Mitmenschen missbrauchten. Es müßten endlich geordnete Zustände in Dawson geschaffen werden. Zu diesem Zwecke müsse vor allem auch eine Minenbörse nach dem Muster und mit den Aufgaben derjenigen in den amerikanischen Minendistrikten gegründet werden. Die Miner brauchten eine Stelle, wo sie ohne Gefahr von Uebervorteilung und unter den nötigen rechtlichen Garantien Claims kaufen und verkaufen, Partnerschaften und Gesellschaften gründen und Kursfestsetzungen für die in Umlauf befindlichen Minenshares vornehmen könnten. Deshalb schlage er vor, die Gründung jetzt und als erste Maßnahme in der Reihe der Aufgaben, deren Lösung das Komitee sich zum Ziel gesetzt habe, vorzunehmen.

Freilich, setzte er lächelnd hinzu, es sei auch dann noch überreichlich Gelegenheit vorhanden, hier wie anderswo Geld zu verlieren. Das sei das Wesen der Spekulation und ein angestammtes Vorrecht der Menschen, in dessen Ausübung auch zukünftig niemand beschränkt werden solle. Nur lehnten sie es ab, sich ihr Geld durch Gauner mit Hilfe betrügerischer Beamten stehlen zu lassen.

Er hatte eine halbe Stunde gesprochen und war nur durch ein paar höhnische Zwischenrufe gestört worden, die aber durch das energische Verlangen nach Ruhe, das aus verschiedenen Teilen des Saales kam, unterdrückt wurden.

„Was ist es mit dem Vigilantenkomitee?“ verlangte eine Stimme aus dem Saale zu wissen.

„Sie werden, nachdem Sie die Gründung einer Miners Association beschlossen haben, einen Vorstand wählen. Dieser wird dann eine Geschäftsstelle der Organisation errichten, wo Mitgliedsanmeldungen entgegengenommen werden. Der Vorstand wird weiterhin, wie ich annehme, eine geeignete und vertrauenswürdige Persönlichkeit zum Führer des Vigilantenkomitees ernennen, der sich dann seinerseits aus der Zahl der Mitglieder seine Hilfskräfte auswählen wird. Das Vigilantenkomitee wird dann sein volles Eigenleben führen, von der Miners Association gänzlich getrennt sein, und man wird nur aus gewissen bedeutamten Vorgängen auf sein Vorhandensein aufmerksam werden. Auf jeden Fall dürfen Sie schon jetzt sicher sein, daß es in Zukunft überall in der Welt gesündere Plätze für Banditen, Gauner und betrügerische Beamte geben wird, als Dawson.“

Wie auf ein gegebenes Zeichen sprang jetzt ein aus Pfeifen, Rauchengeschrei und ähnlichen Tönen sich misschender Lärm auf. An mehreren Stellen entspann sich heftiger Streit. Man sah erhobene Fäuste aus der Luft herabfaulen und ein Schieben und Drängen einzelner Gruppen im Hintergrunde bewies, daß man dort einige der Ruhestörer an die frische Luft beförderte.

Escher sah sich indessen plötzlich auf eine unerwartete Weise verhindert, den Vorgängen im Saale irgendwelche Aufmerksamkeit zu schenken, denn er fühlte sich von einer schweren, wuchtigen Faust hinten am Kragen gepackt und von dem Vorstandstische zurückgerissen.

„Komm, mein Junge“, gröhnte eine tiefe unreine Karrhstimme, „deine Mutter ängstigt sich um dich. Du sollst heimkommen.“

Einen Augenblick lang fühlte sich Escher von dem Angriff völlig überrascht. Er hatte zwar gehört, daß jemand die Stufen zur Bühne heraufgestolpert kam und aus den Kulissen heraus sich schwere Schritte dem Vorstandstische näherten, aber der Sache keine Aufmerksamkeit geschenkt.

Er kannte indessen die Stimme. Sie klärte ihn sofort über die Absicht des Angreifers auf. Schon im nächsten Augenblide fuhr er deshalb auch mit einer hastigen Wendung herum. Sein rechter Arm schwang aus und die Hand landete mit einem weitschallenden Schlage in dem breiten Gesicht Tobys Stokes.

Der Vorgang rief einen ungeheuren Tumult im Saale hervor, in dem man deutlich einige freischende Frauenstimmen unterschied. Es war aber keineswegs Schreck oder Entsetzen, das sich darin ausdrückte, sondern vielmehr Vergnügen und hysterische Spannung. Hier war die Krise, in deren Erwartung man hergekommen und gern den Dollar Eintrittsgeld bezahlt hatte, der zur Deckung der Unkosten erhoben worden war.

Stokes war von der empfangenen Züchtigung für sein freches Vorgehen von allen wohl am meisten überrascht. So sehr, daß er, wahrscheinlich sehr gegen seinen Willen, Eschers Rockfragen fahren ließ. Mit seiner Kraftprokerei möchte er in ähnlichen Fällen einen schwächeren Gegner wohl schon immer vom ersten Moment an eingeschüchtert haben. Um so größer war daher jetzt seine Wut, als das vielfältige Gelächter über die ihm gewordene prompte Abfuhr von unten herauf an seine Ohren klang.

Mit einem gemeinen Fluch hob er jetzt seinen Arm und stürzte sich auf Escher.

Die Freunde Eschers waren aber auch schon von ihren Stühlen aufgesprungen, hatten beide auseinander gedrängt und einige Schläge, die der Kraftmensch ihnen versetzt, ihm ehrlich heimgezahlt.

„Fair play!“ schrie man unten im Saale, in dem jetzt ein Pandämonium herrschte. „Lasst die beiden ihren Streit allein ausfechten.“

„Ich bin bereit dazu!“ rief Escher in den Tumult hinein. „Sobald die Versammlung zu Ende ist, werde ich mich ihm stellen. Inzwischen sehen Sie sich den Mann genau an. Er ist derjenige, der Miss May Sinclair vom Pavillon-Theater um ihren Claim bestohlen hat.“

„Du Sohn einer Hündin — —“, schrie Stokes, vor Wut einen Sprühregen Speichel mit hervorsprudelnd.

Weiter kam er indessen nicht, denn alle möglichen Zurufe klangen aus dem Saale auf die Bühne herauf.

„Nichts da! — Kein Aufschieben! — Sofort ausfechten!“

Es war wohl hauptsächlich die Opposition, die das verlangte, denn sie sah einen leichten Sieg des Athleten und damit die Unschädlichmachung eines der Führer der ihre Interessen bedrohenden Bewegung voraus. Aber auch seine Anhänger waren, wenigstens zum Teil, viel zu leidenschaftliche Liebhaber eines Boxkampfes, um nicht mit den anderen auf einem sofortigen Austrag eines solchen zu bestehen. Eine Verschiebung barg die Gefahr einer schrecklichen gegenseitigen Aussöhnung der beiden Gegner in sich, und die hätte sie dann eines Schauspiels beraubt, das sich die meisten nicht entgehen lassen wollten.

Einige aus der Versammlung waren Stokes bereits auf die Bühne gefolgt und hatten den Vorstandstisch und die Stühle nach dem Hintergrunde gerückt, um ein freies Kampffeld zu schaffen.

So blieb Escher und seinen Freunden nichts anderes übrig, als sich in das Unvermeidliche zu fügen.



Eine 5spännige Alpenpost (8plätziger Kupee-Landauer.)

irgendwelchen anderen Regeln sein sollte, sondern ein erbitterter Faustkampf, fortgeführt, bis der eine oder andere niedergeschlagen war. Aus diesem Grunde war auch ein Umpire nicht vonnöten.

Auf Schmidts Gesicht lag ein Ausdruck ernster Besorgnis.

Er trat an Stokes heran, der sich im Vollgefühl seiner Muskelstärke in seinen Hüften wiegte und bösartige, aber siegesgewisse Blicke auf den jungen, schlanken Mann warf, den er endlich in seine Gewalt bekommen hatte und mit dem er umspringen konnte, wie es ihm beliebte.

„Warum suchen Sie sich nicht einen Gegner, der Ihnen an Kräften näher steht, als Mr. Escher?“ fragte er so laut, daß die Versammlung es hören konnte.

Stokes richtete seine wutfunkelnden Blicke, die bisher Escher gegolten hatten, auf Schmidt, und musterte ihn eine Weile mit seinem gewöhnlichen herausfordernd höhnischen Lächeln.

„Hast du etwa auch Lust, mit meinen Fäusten Bekanntschaft zu machen, mein Junge?“ fragte er drohend. „Ich kann dir sagen, es ist eine Bekanntschaft, der jeder weit aus dem Wege geht, der sie einmal gemacht hat.“

„Ich bin bereit, für Mr. Escher einzutreten. Es ist kein ehrlicher Kampf, wenn Sie auf einen Mann loschlagen, der Ihnen an Kräften so unterlegen ist.“

Aus der Versammlung kamen Zustimmungsrufe.

„Tawohl. Kämpfen Sie ehrlich. Fair play!“

„Wer sagt dir denn, mein Junge, daß ich einen ehrlichen Kampf will?“ wandte sich Stokes, unbeirrt durch die Zurufe an Schmidt. „Ich will diesem verdammten Dutchman begreiflich machen, daß es für keinen Sohn einer Hündin heilsam ist, mit Tobey Stokes anzubinden. Aber wenn du so empikt darauf bist, kannst du haben, was dir zukommt, wenn ich mit dem da fertig bin. Kannst gleich darauf warten, ich mache sowas immer schnell ab.“

Damit schob er ihn mit einer Armbewegung beiseite, in der so viel Kraft lag, daß Schmidt, da sie ihn unerwartet traf, einen oder zwei Schritte zurücktaumelte, und Stokes sprang mit erhobenem Arm auf Escher los.

In dem Sprunge offenbarte sich eine Behendigkeit, die man in dem anscheinend so plumpen, stämmigen Körper nicht vermutet hätte. (Fortsetzung folgt.)

Im Banne der alten Postkutschenherrlichkeit.

„Töne, Schwager ins Horn,
Rahle den schallenden Trab,
Daz der Orcus vernehme: wir kommen,
Daz gleich an der Türe
Der Wirt uns freundlich empfange.“

Wer möchte sich nicht im Sinn dieser Goethe-Worte berührt fühlen, wenn er in dem fürzlich wiedereröffneten, seinerzeit dank der Initiative des damaligen Oberpostinspektors und späteren Oberpostdirektors Anton Stäger gegründeten, jetzt im Gebäude der Schulwarte untergebrachten Postmuseum auf Noten für die Posthornsignale und gebräuchlichsten Posthornmelodien stößt?

Und wer möchte sich beim Anblick der alten Postwagen im Postmuseum nicht gern für kurze Zeit zurückversetzen in jene Zeiten, wo das Erscheinen des rossebespannten Postwagens das wichtigste Ereignis des Tages bildete, und wo man für Fortschritte im Wagenbau auch bei uns nicht weniger empfänglich war, als zum Beispiel der Wirt zum goldenen Löwen, dem Goethe in „Hermann und Dorothea“ die Worte in den Mund legt:

„Was der Junge doch fährt! und wie er bändigt die Hengste!
Sehr gut nimmt das Rütschchen sich aus, das
neue; bequemlich
Sähen viere darin, und auf dem Bode der
Rutscher!
Diesmal fuhr er allein; wie rollt es leicht um
die Ecke!“ *

Seither hat sich viel geändert auf dem Gebiet der Verkehrsmittel. Im melodischen Dreiklang der Autopostwagen, dessen Monopolisierung seinerzeit von Herrn alt Ständerat J. Geel angeregt wurde, umklängt das zurückblickende Alter aber immer noch etwas wie ein traurer Sang aus der Zeit der entchwundenen Postkutschenherrlichkeit.

In diesem Zusammenhang mag erwähnt werden, daß die schweizerischen Kantone als Inhaber des Postregals bis zum Jahr 1849, also bis zum Übergang des Postwesens an den Bund, ihre besonderen Postsignale hatten, und daß in einzelnen Kantonen außerdem das Blasen bestimmter Unterhaltungsstücke vorgeschrieben war. Nach jener Zeit er tönte das Geschmetter und der vom Zauber schlicker Volksweisen erfüllte Gesang des Posthorns immer seltener.

Daran vermochte bei der zunehmenden Ausdehnung des Eisenbahnnetzes auch der Umstand nichts zu ändern, daß das Posthorn bald nach der Übernahme des Postwesens durch den Bund als Bestandteil der Ausrüstung der Postillone erklärt wurde, und kein Postillon ohne das Posthorn im Dienste der regelmäßigen Eilwagen und Extrapolisten erscheinen durfte. Während im Jahre 1861 noch 26 Postillone mit den im Kreisschreiben des Postdepartements vom 2. Christmonat 1853 über die Einführung der Posthörner ausgesetzten Belohnungen von 10 und 20 Franken für gutes Posthornblasen bedacht werden konnten, wurde 10 Jahre später nur noch eine, die letzte Belohnung ausgerichtet.

Dessenungeachtet ließ auch seither noch da und dort ein Postillon sein „Posthörnle“ erschallen. So vor Jahren drunter am Limmatstrand, auf der an den sonnigen Halden der Lägern nach Baden führenden Poststraße, so droben in der hohen Alpenwelt.